

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 17

Artikel: "Robinsonland" [Fortsetzung]
Autor: Poeck, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637863>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 17
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
27. April
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Junger Mut.

Von Alfred Hugenberg.

Ein Tag ist neu erstanden,
Die Sonne steigt ins Blau,
Ihr Gold liegt auf den Landen
Und glühert im Tropfen Tau.
Trüb Leben! Komm, ich bin bereit
Zu Fahrt und Seht, zu Weh und Streit!

Mein Aug' ist klar und hell mein Sinn,
Ich freu' mich, daß ich bin!
Es führen breite Straßen
In fremde Reiche hinein,
Mich wundert's ausdermaßen,
Wo mag mein Garten sein?

Die Sonne scheint auf Not und Heil —
Trüb Leben! Komm, ich will mein Teil!
Mein Glück geht nebenher!

Aus: „Vom Segen der Erbsen“.

„Robinsonland“

Ein Roman von Wilhelm Poed.

Gutsbesitzer Rosendaal legte sich im Bewußtsein, hier mit alle weiteren Gründe dieses unpraktischen, verbohnten Staatsanwalts von vornherein matt gesetzt zu haben, in seinen Sessel zurück und streckte die Hand, stützungsbefürftig, nach dem Glase aus. Es war nichts mehr darin.

„Herr Rosendaal, Sie begreifen immer noch nicht, um was es sich eigentlich handelt“, erwiderte der Staatsanwalt in wachsender Erregung. „Der Staat verkörpert sich im Gesetz. Das Gesetz zu schützen und zu vertreten ist meine einzige Pflicht. Das Gesetz ist verlegt und muß seine Sühne finden. Meine Söhne und Ihr Sohn werden verurteilt werden. Das ist gar keine Frage. Und zwar zu Gefängnis. Mag das Urteil so milde ausfallen, wie es will, auf Gefängnis muß und wird es lauten. Damit entfällt“ — der Staatsanwalt seufzte entsehtlich schwer auf — „für meine Söhne die äußere Möglichkeit, die ehrenvolle juristische Laufbahn ihrer Familie einzuschlagen. Sie werden von der Schule gejagt werden. Sie sind deklassiert. Sie können ebensowenig wie Ihr Junge später einjährig dienen oder Reserveoffiziere werden.“

Das gemütliche Rotweingeficht des kleinen, dicken Rosendaal war ganz grün geworden.

„Mein Karlsohn sollte den Schein nicht kriegen?“ stotterte er. „Nicht Reserveoffizier werden? Soll wie jeder Bauernjunge und Tagelöhnerbengel zwei oder drei Jahre dienen müssen? Soll von der Schule? Und ins Loch? Soll von seinen Standesgenossen später nicht als gleichberechtigt

angesehen werden? Ne, Herr Staatsanwalt, und wenn's mein halbes Vermögen kostet, in dieser Bredullie lasse ich den armen Bengel nicht stecken.“

„Hierbei ist mit Geld nichts zu machen“, erwiderte der Staatsanwalt kopfschüttelnd.

„Aber mit gutem Willen und menschlichmilder, vernünftiger Einsicht, Herbert“, sagte Frau Nautilus, sich einmischend. „Herrn Rosendaals praktische Ansichten treffen ganz sicher das Richtige. Summum jus, summa injuria. Laß das Gesetz schweigen. Es hat keinen Grund zur Klage, denn es ist nicht verlegt.“

„Ihre Frau hat recht“, rief Rosendaal lebhaft. „Das müssen Sie einsehen, Herr Staatsanwalt. Kinder unserer Kreise und die Lumpenbrut der besitzlosen Klassen sind doch grundverschieden. Ja, Summum jus, summa injuria, damit hat Ihre Gattin den Nagel auf den Kopf getroffen. Sehen Sie, ich habe ja unterwegs mit wahren Vergnügen in der Zeitung gelesen, daß Sie diese vier auf Raub und Einbruch ausgehenden Arbeiterjungen hinter Schloß und Riegel gebracht haben. Da gehört die Sorte hin, habe ich mir gesagt und dem Himmel gedankt, daß wir besitzenden und gebildeten Klassen einen Staatsanwalt habe wie Sie. Die verschiedenen Stände sind von Gott geschaffen. So müssen sie auch vom Gesetz betrachtet werden. Darum würde das Gesetz das größte Unrecht begehen, wenn es unsere Kinder ansehen wollte wie Arbeiterkinder.“

Frau Nautilius war bei diesen von der Angst herausgepreßten, unüberlegten Worten freidebleich geworden. Mußte dieser Unglücksmanisch von Gutsbesitzer ausgerechnet mit seinem plumpen Finger den allerempfindlichsten und brennendsten Punkt berühren, über den das Gerechtigkeitsgefühl ihres Mannes nicht hinwegkommen konnte. Nun war die Sache Karljochens und ihrer Söhne verloren.

Der Staatsanwalt, der bis dahin gebeugt dageessen hatte, richtete sich auf. Seine Züge waren streng und unerbittlich. Seine Stimme erklang eisern.

„Alle Preußen sind vor dem Gesetz gleich, Herr Rosendaal. Ich war im Begriff, diesen Grundpfeiler unseres Staatsbaues aus dem Auge zu verlieren. Sie haben mich daran erinnert. Ich wäre ja ein meineidiger Schuft, wenn ich Ihren Karljochen und meinen Dietmar und Lambert nachsichtiger behandeln wollte als die Kinder des Volkes. Das Gesetz muß seinen Lauf haben. Ich muß meine Pflicht erfüllen, so schwer es mir wird. Lassen Sie uns das Unvermeidliche wie Männer tragen und, statt unsere Zeit mit unnützen Worten zu verlieren, lieber beratschlagen, wie wir unseren Söhnen nach erkannter Strafe ein neues Leben aufbauen können.“

Mit weit aufgerissenen Augen starrte Rosendaal dem Staatsanwalt in das steinerne Gesicht. Er las es: der Entschluß war unumstößlich. Nun erst begriff er, daß das Gesetz eine furchtbare Maschine ist, die jeden zerreißt, den sein Hüter in ihr Triebwerk stößt. Verzweifelt fiel er vor dem schrecklichen Mann nieder, umklammerte seine Knie und stammelte:

„Herr Staatsanwalt! Karljochen ist mein Einziger. Ich habe sonst bloß Mädel. Barm —“

Der kleine, vollblütige Mann konnte das Wort nicht vollenden. Die grünliche Farbe seines Gesichts wich einem plötzlich aufsteigenden Rot, das in Blau überging. Dann sank er unter der Drosselfaust des Schlagflusses mit einem Wehlaut auf den Teppich.

Der Arzt kam, untersuchte und schüttelte den Kopf.

„Ob er mit dem Leben davonkommen wird? Wollen's hoffen. Ist ja ein Mann von gar keinem Alter. Aber anscheinend starker Potator. Er muß jedenfalls sofort ins Krankenhaus.“

Als der Wagen Rosendaal abgeholt hatte, sagte Frau Nautilius zu ihrem Mann:

„Herbert, das war das erste weitere Opfer, das deine furchtbare Starrherzigkeit gefordert hat. Erst die Söhne. Nun einen der Väter. Herbert, laß erweichen. Noch ist es Zeit. Laß diesen Wahlstrom, den du, du allein bewegst, stillstehen. Oder er verschlingt uns alle.“

„Ich kann es nicht, Erdmüte“, stöhnte der Staatsanwalt. „Du weißt nicht, was du von mir verlangst. Ich bin kein freier Mann. Ich bin Beamter, mein Tun und Lassen ist mir von meiner Pflicht vorgeschrieben.“

Mit erstarrtem Herzen verließ Frau Nautilius das Zimmer. Wer konnte hier noch helfen? Sie schloß die Augen und suchte. Da trat aus der Nacht der Verzweiflung wieder das Bild hervor, das immer wieder lebendig wurde, wenn der tiefe Spalt ihrer Ehe zu klaffen begann. Aber wo weilte er, der Einzige auf dieser Welt, bei dem sie hätte Beistand suchen mögen? Dem ihr Herz einst zugeschlagen hatte, so

jung und feurig wie sein eigenes dem ihren? Sie wußte es nicht. Ihre Schuld, die Verhältnisse, oder wie man die neidvollen, glückszerstörenden Mächte des Lebens sonst nennen wollte, hatten sie getrennt. Für immer. Nun hieß es durch das Schuttfeld der Zukunft aus eigener Kraft den Weg suchen. — —

8.

Jetzt blieb nur noch die Hoffnung auf Wilbrand Gildenapfel. Aber sie war schwach. Frau Nautilius wußte, Gildenapfel war ihrem Mann unsympathisch. Ferner hatten ihre entgegengesetzten politischen Ansichten sie mehrfach in öffentliche Gegnerschaft gebracht. Auch ihr, wie manchem, war Gildenapfel zuwider. Andere fürchteten ihn. Denn der schlaue, berechnende, alle Dinge dieser Welt, ausgenommen das Fortkommen seiner Söhne, ja, selbst auch dieses rein kaufmännisch betrachtende Mann wußte alle seine Kombinationen störenden Faktoren mühelos mazzuzusetzen. Wenn's sein mußte, auch skrupellos. Daraus und aus seinen großen geschäftlichen Erfolgen hatte sich in der Stadt sein Ruf entwikkelt, der wohl ohne Gildenapfels Reichtum und Einfluß ein wenig anrühlig gewesen wäre. Frau Nautilius hätte auch Peter Gildenapfel kaum in ihr Haus gezogen, wäre nicht seine verstorbene Mutter ihre Jugendfreundin gewesen. Der in dem großen Hause verwaist und verwildert aufwachsende Junge hatte ihr leid getan. Darauf beruhte die Freundschaft der Söhne. Jetzt beklagte Frau Nautilius ihren damaligen Entschluß. Es kam ihr vor, das Bösertige, Gewissenlose, Kriminelle in der Handlungsweise der vier Jungen sei von Peter hineingetragen worden, wie ein fauler Apfel gesunde ansteckt.

Karljochen Rosendaals Vater hatte die geringen Ansichten der Umstimmung durch seine plumpe Weise so gut wie völlig verdorben. Es kam nun darauf an, aus den gebliebenen, zwirnsfädendünnen Möglichkeiten doch noch ein Rettungsseil zu spinnen. Der Staatsanwalt hatte abermals versprochen, nichts zu unternehmen, bis auch Peters Vater gehört sei. Diesmal mußte die Partie anders gespielt werden. Neuerst fein. Und wenn einer sich darauf verstand, war das Wilbrand Gildenapfel. Daher hatte Frau Nautilius das Kontor ersucht, ihr die Ankunft Gildenapfels sofort telephonisch zu melden.

Nun saß sie dem langen, spindeldürren Mann mit der habichtsförmigen Nase, dem dünnen rötlichen Bart und den diden Lippen in seinem Privatkontor gegenüber und setzte ihm den Fall auseinander.

Wilbrand Gildenapfel ließ Frau Nautilius, ohne sie zu unterbrechen, ausreden. Sein geschäftsmähiges, englisches Gesicht veränderte sich durchaus nicht. Nur die zusammengezogenen Falten über der Nase zeigten, wie gespannt er zuhörte und wie er schon während des Berichts alle Gegenminnen erwog. Als Frau Nautilius geendet hatte, sagte er, nachdem er ein paar Rauchfegeln seiner scharf parfümierten Zigarette durch die Nase von sich gestoßen hatte:

„Es ist sehr gut, gnädige Frau, daß Sie mir die Angelegenheit vorher allein vorgetragen haben. Ich kenne Ihren Herrn Gemahl ganz genau, besser als er vielleicht mich. Die Sache selbst ist ja selbstverständlich nichts als Kinderei. Aber da der Herr Staatsanwalt mit seiner übertrieben scharfen Pflichtauffassung sie durchaus als ein zuchthausmähiges Ver-

brechen auffaßt, hat sie allerdings ein sehr ernstes Gesicht. Hier hilft nur eine Macht. Allerdings die gewaltigste, die es gibt und die in einer geschickten Hand niemals versagt.“

Frau Nautilius starrte den Kaufmann gespannt an. Hundert neue Hoffnungsschimmer blitzten in ihrem Herzen auf. —

„Ich meine das Geld.“ Er ließ das Wort einige Augenblicke lang wirken und fuhr dann fort:

„Sie schütteln den Kopf. Sie meinen, gegen das Gesetz ist das Geld machtlos. O, ich will auch nicht gegen das Gesetz arbeiten. Ich bin ein Staatsbürger, der die Gesetze achtet. Ich will nur ein Unheil, das dies Gesetz angerichtet hat, mit Geld wieder gut machen, damit ein zweites verhindert wird. Die vier von Ihrem Herrn Gemahl völlig mit Recht hinter Schloß und Riegel verurteilten Arbeiterbengel sind durch ihn ins Unglück gestürzt worden. So faßt er's auf. Und da gleiches Recht für alle gelten muß, sollen nun auch unsere Jungen daran glauben. Ich werde für die Zukunft der vier jungen Menschen sorgen, in Form einer Verschreibung, die so bemessen sein soll, daß ihre Verurteilung für sie zum Glück ausschlägt. Meinen Sie nicht, daß dadurch die Gelegenheit in ein neues Stadium tritt?“

„Ich weiß es nicht“, sagte Frau Nautilius nach längerem Nachsinnen. „Mein Mann faßt sie ja jetzt völlig als Eid- und Pflichtsache auf. Dieser unglückliche Rosenbaal hat ihn ganz auf den trassen Beamtenstandpunkt zurückgeworfen.“

Wieder dachte der scharfe Habichtskopf des Kaufmanns angestrengt nach.

„Sie dürften vielleicht recht haben, gnädige Frau. Aber dies ist nur der Vortrapp. Bevor ich weiter spreche, müssen Sie mir sagen, wie teuer Ihnen das Glück Ihrer Söhne ist. Und wie weit ich auf Ihre Mitwirkung rechnen darf?“

„Ueber alles“, stieß Frau Nautilius mit wogendem Busen hervor. „In allem, soweit es nicht gegen die Ehre geht.“

„O, o, gnädige Frau, Sie glauben, ich wollte Ihrem Herrn Gemahl die Unterdrückung der Sache ablaufen“, sagt Gildenapfel sonderbar lächelnd. „Trauen Sie mir so etwas zu? Glauben Sie, ich, ein guter Staatsbürger, würde einen seiner besten und charaktervollsten Diener — denn das ist Ihr Gemahl, ich versichere es jedem, obwohl wir politische Gegner sind — zu einer Ehrlosigkeit verleiten? Ihr Gatte ist zweifellos sehr nervös, nicht wahr?“

„Krankhaft nervös.“

„Jeder, der ihn kennt, weiß es. Könnten Sie ihn nicht vermögen, möglichst schnell einen längeren Urlaub zu nehmen?“

„Damit seinem Vertreter die Sache zugeschoben würde? Und der sie dann einschlafen ließe? Das tut mein Mann sicher nicht.“

„Hängt er sehr an seinem Beruf?“

„Früher ja, jetzt nicht mehr. Er nimmt ihn zu ernst und hat zuviel Aufregung davon. Man sieht es ihm ja auch an.“

„Ja, ja, Staatsanwalt Nautilius ist in letzter Zeit recht alt geworden. Jeder sagt es. Anwaltspraxis zehrt weniger und bringt mehr ein.“

„Darin haben Sie recht, Herr Gildenapfel. Er hat es auch oft genug bereut, daß er nicht Rechtsanwalt geworden

ist. Die Familientradition sprach dagegen. Alle Nautilius haben hohe richterliche oder Verwaltungsämter bekleidet. Jetzt ist es natürlich zu spät dazu.“

„Selbstverständlich. Aber wenn sich eine angemessene Syndikatsstellung böte? Gut dotiert und in vornehmer Stellung?“

„Woher sollte die wohl kommen? So etwas findet sich nicht so leicht.“

Gildenapfel hüllte sein Gesicht in eine Wolke von Zigarettenrauch. Dann Frau Nautilius fest und bohrend anblickend, sagte er geschäftsmäßig:

„Eine solche bietet sich jetzt. Die Stellung ist in jeder Hinsicht glänzend. Nur erfordert sie, falls die Wahl auf einen Staatsbeamten fiele, sofortiges Ausscheiden aus dem Amt. Eine neu zu begründende Aktiengesellschaft, aus deren Gründungsversammlung Ihr Telegramm mich abrief, vergibt sie. Meine Stimme im Verwaltungsrat wird entscheidend sein.“

Wenn Sie die Angelegenheit in diesem Sinne mit ihm vorbesprechen?

Er wird es nicht erfahren, daß ich die Hand im Spiel habe. Die Sache steht im Brennpunkt der höchsten Gefahr und kann nur durch einen genialen und allerkräftigsten Schachzug gerettet werden.“

Frau Nautilius stand auf.

„Sie haben recht. Es gibt keinen anderen Weg. Von mir ist es unrecht. Aber ich bin eine Mutter. Der Himmel, der mir meine Söhne geschenkt hat, wird es mir vergeben.“

„So sind wir einig. Ich werde gegen Abend vorsprechen. Ihr Hiersein, sowie was gesprochen ist, bleibt selbstverständlich unter uns, Ihre Tätigkeit ist also eine rein sekundierende. Darin allerdings werden Sie alle Geschicklichkeit entfalten und alle Vorteile ausnützen müssen, die Ihnen als Weib, als Mutter und Gattin zu Gebote stehen. — Also auf Wiedersehen, gnädige Frau! Bitte, nehmen Sie wieder den Privatausgang.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Jungfrau von Orléans.

Zur 500. Jahrfest ihrer historischen Taten.

Es ist für unsere Zeit sicher ein symptomatisches Zeichen, daß das heutige, so oft als unreligiös verschrieene Frankreich zu Ehren der Jeanne d'Arc großangelegte Feiern veranstaltet, in allen größeren Städten, vor allem natürlich in den historischen Orten Orléans, Reims u. Wenn die Ehrung in erster Linie auch der Nationalheldin gelten mag, ein gut Stück fällt doch auch auf die Heilige, die Gottgesandte. 500 Jahre sind verflossen, seit das einfache Bauernmädchen seine großen Taten verrichtete, in sieben Tagen Orléans befreite, Karl VII. im Triumphzug zur Krönung nach Reims geleitete, mit einem Schlage die für Frankreich vorher scheinbar verlorene Position umzugestalten vermochte. Wie war das möglich? Johanna hat stets in bescheidener, aber bestimmter Weise auf ihre göttliche Mission verwiesen, auf ihre Visionen, die ihr zu handeln geboten. Für diese mystischen Dinge aus der dritten Welt hatte die Mehrzahl stets leise und laute Zweifel, sogar Verachtung, Hohn und Spott, je nach der subjektiven Einstellung zu Gott und göttlichen Dingen. Das Mittelalter glaubte lieber an Teufelsputz und Hexerei, als an göttliche, übersinnliche Eingebungen. Spätere Zeiten sprachen verächtlich von religiösen Ekstasen, die Wahngestalten vorzauberten. So schwankte das Urteil über Jeanne d'Arc stets zwischen Vergötterung und Ver-